**Zeitschrift:** Wissen und Leben
**Herausgeber:** Neue Helvetische Gesellschaft
**Band:** 26 (1923-1924)
**Heft:** 21

**Artikel:** Wandlungen [Schluss]
**Autor:** Hanhart, Dora
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-748484

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 12.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# WANDLUNGEN

Novelle. (Schluss)[1])

Tage brachen an, in frische Farbe getaucht. Ihr Ohr war neuem Tone offen. Hörte sie die Schritte des Freundes vor der Türe, spürte sie das Blut pochen bis in die Fingerspitzen. Trat er ihr entgegen, schien sie die Unergriffene. Aber diese Gleichmütigkeit war wie ein vollgesogener Schwamm, —lebendig, ausgeweitet, unerhört belebt. Bücher, Musik, Ausgänge, alles was sie vordem oft nur noch ermüdet hatte, bekam neue Wichtigkeit. Einstmals, daran erinnerte sie sich besonders gut, warteten sie zusammen auf Thomas. Sie kamen aus dem Theater und saßen nun inmitten von vielen Menschen an einem kleinen Tischchen eines eleganten Kaffeehauses.

Es war ein stetes Kommen und Gehen von Damen und Herren in Abendkleidern. Aus der Umrahmung von Pelz und Seide schälten sich angeregte Gesichter. In der Luft lag ein Duft wie von aufgeblühten Blumen. Den ganzen Weg vom Theater bis zu dem Lokal hatten Marianne und Johannes kein Wort miteinander gewechselt. In der Garderobe, als er den Mantel um sie legte, hatte seine Hand ihre nackte Schulter gestreift. Er entschuldigte sich mit einem fremden Gesicht. Dieser kleine, an und für sich unbedeutende Vorfall hatte sie auf ihr unerklärliche Weise verstimmt. Als sie einen Platz überschritten, drängten Automobile in rascher Folge vorüber. Johannes nahm den Arm seiner Begleiterin und suchte sich einen Durchgang. Auf der andern Seite des Platzes ließ er ihren Arm nicht los. Sie wollte in alter Unbefangenheit das Schweigen brechen. Sie suchte vergebens nach Worten. Die Berührung des Freundes machte sie nervös. Beinahe böse riss sie den Arm weg.

Thomas war noch nicht da. Johannes bestellte Kaffee für sich und Marianne. Seine Stimme klang seltsam spröde und trocken. Marianne schaute ihn an.

„Er leidet ja", durchfuhr es sie, „nur Männer können so gramvolle Gesichter bekommen."

Endlich sagte Johannes: „In Paris ist mir etwas Seltsames begegnet. Ich erzählte Ihnen schon von dem schweizerischen Ingenieur, den ich bei meinem Freunde begegnete. Daniel hieß er. Wir kannten uns nur oberflächlich, ich fand den Zugang zu seinem Wesen nicht. Eines Abends, es war schon sehr spät, besuchte er mich.

„Ich sah Licht in Ihrem Zimmer", sagte er, „da wollte ich Sie im Vorbeigehen rasch etwas fragen."

Sein Gesicht war wie immer, von einer eigentümlich starren Unbeweglichkeit. Und doch machte er mir in diesem Augenblick den Eindruck eines Verstörten.

„Was würden Sie zu einem Menschen sagen, mit dem Sie jahrelang in der vertraulichsten Einstimmigkeit gelebt und der auf einmal — völlig unerwartet — zu Ihnen sagt: ich liebe dich nicht mehr? Kann man sich einen ärmeren Teufel auf der Erde vorstellen, mehr verraten, mehr beleidigt, als den, welchen man plötzlich nicht mehr liebt?"

---

[1]) Raummangels wegen erfuhr die Novelle einige Kürzungen.

Ich war so bestürzt über diesen unerwarteten Überfall, dass ich kein Wort sagen konnte. Daniel aber hatte es bestimmt auch nicht erwartet. Er hatte bereits den Hut vom Tisch genommen und schon an der Türe sagte er: „Schläge wären das beste, mein verehrter Freund, das ist die einzige männliche Antwort."

Ich hörte den seltsamen Gast die Treppe des Hauses niedersteigen und ließ ihn gehen. Ich sprang ihm nicht nach, ich war nicht brüderlich, ich riss nicht das Fenster auf, um ihn zurückzurufen. Ich wusste, dass ich diesem Leid nicht gewachsen war. Ich weiß auch nicht, was aus ihm geworden ist....." fügte Johannes hinzu.

„Eine seltsame Geschichte", sagte Marianne, eine eigentümliche Geschichte in der Tat. Aber warum erzählen Sie sie mir?" fragte sie leise.

Da war es, als ob Johannes aus tiefem Nachdenken aufwachte.

„Ich weiss es selbst nicht", sagte er einfach und eine knabenhafte Verwirrung legte sich auf sein Gesicht.

Thomas kam. — — —

Johannes spielte mit einem Briefbeschwerer aus Bronze, der auf Thomas' Arbeitstisch lag! Eine knieende Frauenfigur, hinter deren Rücken die Schlange über dem gebeugten Kopf hervorzüngelte. Der Hausherr lag in einem Stuhl und las, während Marianne unter dem geöffneten Fenster saß. Es war ein früher, milder Februartag, das Gesimse fühlte sich ganz warm an von der Sonne.

„Schau", sagte Marianne, und sie hielt ihre Hände ins Licht.

Thomas legte das Buch beiseite.

„Ja", sagte er, man riecht den Frühling. „Wollen wir diesen Sommer ans Meer fahren?"

Marianne klatschte in die Hände, sie sprang vom Gesimse herunter. Da sah sie Johannes Hände ganz weiß von der heftigen Umspannung um den Bronzeleib.... ihre Blicke begegneten sich, eine unverhüllte Leidenschaft sprang ihr daraus entgegen, sie lächelte in hilfloser Beklemmung, wandte sich ab und das Fenster schließend sagte sie erschauernd: „Es ist zu früh dazu.." Als Thomas sich zum Gehen wandte, nahm auch Johannes Hut und Mantel. Er gab Marianne nicht die Hand, er verbeugte sich bloß und ging.

Tags darauf wartete sie in Bangen und Hoffnung auf sein Kommen. Sie machte sich keine klare Vorstellung von dem, was sie bewegte. Sie stand am Fenster und blickte auf die Straße herunter.

In diesem Augenblick brachte ihr das Dienstmädchen einen Eilbrief.

„Marianne", schrieb Johannes, „wie könnte ich in dieser Stadt weiterleben, seit ich weiß, mit welch einer verlorenen Leidenschaft ich Sie liebe."

Sie las diese Worte immer und immer wieder, sie dachte: es kann unmöglich wahr sein. Endlich begriff sie. Da warf sie beide Arme vor das Gesicht. Ein schüttelndes Weh brach aus ihr heraus. Sie fühlte sich nochmals vom Leben betrogen.

Leer schien ihr das Leben. Blumenlos — düftelos. Sie dachte: wie können die Frauen nur ein Leben aushalten, aus dem das Erwartungsvolle, der unbekannte Morgen gewichen? Sie sagte zu Thomas, als sie in einem kleinen

Fischerdorf des mittelländischen Meeres waren: „Nun erlebe ich alles, nach dem ich so brennend verlangte, den Schrei der Vögel und das Rauschen des Wassers, der Sand ist so heiß, dass ich mich anschmiege daran wie an eine atmende Brust. Und doch....“ Sie schien zu zögern.

Er wiederholte ihre letzten Worte: „...und doch?“

Da sagte sie beinahe trotzig: „Was bedeutet mir alles ohne die Trunkenheit der Seele?“

Thomas meinte nachdenklich: „Es gibt etwas für uns Menschen, das schöner ist als Rausch.“

„Das kann nicht sein“, rief sie leidenschaftlich, „es soll auch nicht wahr sein, ich verabscheue alles, was nach Ergebung ausschaut. Ich mag die Flamme meiner Erwartungen nicht herabschrauben. Ich hasse die Klugen, die sich aus der Not eine Tugend zimmern.“ Sie weinte beinahe.

Ein Jahr war verflossen. Eines Abends ging Marianne wie oft schon an dem Hause vorbei, das Johannes gehörte. Zu ihrem Erstaunen waren die Fenster weit offen. Es kam ihr vor, als hätte ein Mensch nach langem Schlaf die Augen aufgeschlagen. Er war also zurückgekehrt. Sie erschrak jäh. Hinter diesen Fenstern lag das unbekannte Wunderbare, das Rätselhafte. Der rotbraune Vorhang bewegte sich im Abendwind. Es war wie ein geflüsterter Gruß. Sie spürte aufs neue die Nähe des Freundes, und in tiefer Verwirrung ging sie nach Hause.

Sie, die ewig Hungernde nach dem Mysterium, spürte die wohlbekannten Gänge ihres Daseins neu durchpulst. Alle ihre Wege endeten vor jenem Hause. Sie fragte sich: gelten diese Besuche wirklich dem Manne, der dort wohnt? Sie suchte sich alles zu vergegenwärtigen, seine Stimme, die Farbe seiner Haare, sein weißes Halstuch. Einmal verfolgte sie tagelang ein peinigendes Unvermögen: sie war nicht imstande, sich sein Gesicht vorzustellen. Alles löste sich auf in Einzelheiten: da war die Hand, und sie sah die Haltung des Kopfes. Sie hörte auch genau den Ton seiner Stimme; er hatte eine ungewöhnliche Art, gewisse Worte zu betonen, ja, sie spürte den leisen Zigarettenduft an seinen Kleidern, aber all das flatterte vereinzelt in der Luft herum, es ließ sich einfach nicht zusammenfassen.

Wie seltsam, dachte sie gequält und sie erinnerte sich an jenen Februartag, als sie unter dem geöffneten Fenster gesessen und Thomas von einem Aufenthalt am Meere gesprochen' Johannes Knöchel war ganz weiß geworden, so eng war die Umklammerung seiner Hand um die kleine, bronzene Eva. Sein Blick hatte sie getroffen wie eine Glutwelle. Sie hatte auf ihn gewartet am andern Tag. Empfindungen, die sie nicht enträtselte, aber die in ihrer Stärke an ein steigendes Wasser gemahnten, erfüllten sie vollständig. Er kam nicht. Er kam überhaupt nicht mehr. Und nun, wieder stellte sie sich die Frage: galten diese täglichen Besuche ihm, dem fernen Freunde, dem schon irgendwie Entgleitenden? Nein, murmelte sie, nicht Johannes gelten sie. Ihr selbst, ihrer Liebe, ihrem Wesen, das sich verdunkelte, wenn es nicht von dem schicksalshaften Walten geistiger und sinnlicher Kräfte durchdrungen war.

Das Schiff legte an. Die Stadt war so jung, so bewegt in dem weichen

Frühlingslicht. Es war eine Freude zu gehen. In einigen Tagen hatte sich das Aussehen der Straßen völlig verändert. Man sah viele flatternde Bänder, und die dunklen Mäntel waren verschwunden. Helles Grün umstand die Bäume. Hin und wieder wühlte ein munterer Wind in schimmernder Seide. Auf dem Trottoir hielten Marktfrauen Körbe voller Blumen feil. Marianne steckte einen Büschel von Veilchen an die graue Jacke. Sie fühlte die Blicke der Vorübergehenden auf sich ruhen.

„Wir sind umgeben von lauter Geheimnissen", durchfuhr es sie. „Keiner weiß, was wir dem Vorübergehenden bedeuten. Ich kann mir sehr gut denken, dass ein Gesicht, im Vorübergehen geschaut, ein wichtiges Geschehen mit sich führen kann." Und sie erinnerte sich an einen Schriftsteller, der ihr erzählte, auf wie seltsame Weise der Keim zu seinen Werken gelegt wurde. Alle wurden sie auf der Straße geboren. Ihre Gedanken gingen zurück zu Johannes. Er hatte keine Ahnung, dass sie ihm beinahe täglich nahe war. Wie sollte er es wissen! Vielleicht beschäftigte auch er sich mit ihr, ja sie hoffte es ganz bestimmt, aber eine bloße Vermutung war tot und wertlos. Tausendfaches Geschehen verrann täglich auf diese Weise. Welch eine Verschwendung von Gefühlen! Niemand nahm sich ihrer an. Sie fielen zu Boden wie Samen, die keine Frucht trugen.

Marianne bog in die wohlbekannte Straße ein. Beide Fensterflügel waren zurückgeschlagen. Der Vorhang aber war zugezogen, und nun sah Marianne etwas Eigentümliches. Auf dem hell beschienenen Tuch zeichnete sich in aller Klarheit das feine Profil eines weiblichen Kopfes ab.

Sie ging den gleichen Weg zurück, den sie gekommen. Aber die Straße hatte ein anderes Gesicht bekommen. Sie schien dunkel, so wie ihr Herz mit einem Schlag einem Saale glich, worin man alle Lichter ausgelöscht. In den Füßen spürte sie Müdigkeit. Auch fröstelte sie. Sie schaute nach dem Himmel. Die Sonne schien weiter. Wie kam es nur, dass sie fror? Und was wollte sie nun eigentlich tun? Thomas war auf seinem Bureau, sie hatte keine Lust, ihn aufzusuchen. Sie konnte ja heimgehen, sich ein bisschen hinlegen, sie hatte ein ungeheures Bedürfnis nach Ruhe, nach Alleinsein. Auf einmal wurde ihr die Straße unerträglich; sie kam sich so entblößt vor, den Blicken der Leute ausgesetzt, so als müsse sie ohne Kleider vor diesen fremden Augen dastehen. Das Unbehagen wuchs, der Weg zu ihrem Hause schien ihr unüberwindlich, der Gedanke, die Trambahn benützen zu müssen, quälte sie beinahe körperlich.

„Ich muss dem allem ein Ende machen", dachte sie und sie winkte einen Wagen heran. Der kleine, dumpfe Raum erschien ihr wie ein herrlicher Schutz.

Sie schloss die Türe zum Korridor auf. Die vielen wohlbekannten Dinge schauten sie mit guten Augen an. Beim Anblick des noch nicht abgeräumten Frühstücktisches überfiel sie ein nervöses Schluchzen. Es lag etwas Einsames um diese eine Tasse. Man sah es dem Tisch an, dass er in Eile von einem Mann gedeckt war. Thomas hatte das Dienstmädchen auf einige Tage beurlaubt, einer dringlichen Angelegenheit wegen. Sie legte den Hut ab. Dann begann sie den Tisch abzuräumen. Es war manches zu tun. Blumen standen verwelkt in den Vasen. Überall lag Staub. Sie öffnete die Fenster, schob

Stühle zurecht, ordnete Überwürfe. In ihrem Zimmer lag alles im Dunkel. Die Fensterläden waren zugezogen und ein feiner Lichtstreifen nur drang durch die Ritzen. Es war seltsam still in diesem Raum. Der Flügel war geschlossen und er kam ihr vor wie ein Sarg. Rosen standen darauf, sie waren frisch und nur schwach erblüht. Thomas musste sie hingetan haben. Sie stellte sich vor, wie er in ihrer Abwesenheit diese Blumen für sie gekauft, wie er sie in das Zimmer getragen. Er hatte auf diese Weise an sie gedacht. Ihr kleiner Lehnstuhl stand am Fenster, sein Taschentuch lag darauf. Also hatte er hier gesessen, in ihrem Zimmer, in dem dunklen verlassenen Zimmer. Und sie setzte sich ebenfalls dahin, sie drückte sein Taschentuch gegen ihr Gesicht, das Tuch fühlte sich so angenehm kühl an. Es roch nach Kölnisch Wasser. An der Türe hing ihr Schlafrock. Das enge Straßenkleid beengte sie, und als sie es auszog, empfand sie dabei ein unwiderstehliches Bedürfnis nach Schlaf, nach Vergessen. Von der Straße herauf drang fernes Geräusch, ein sonderbares Gefühl beschlich sie. Das kürzlich Erlebte schien weitab zu liegen. Ein dumpfes, ungelöstes Erstaunen war in ihr. Es machte sie schwer, hielt sie umspannt wie in einem Schraubstock.

Sie legte sich auf das Ruhebett, die herabhängenden Arme berührten den Boden. „Wenn ich nur schlafen könnte." Sie schloss die Augen, aber sie war von einer Hellhörigkeit, von einer innern Wachheit, die sie schmerzte. Es gab kein Ausweichen. Man musste sich damit abfinden. Ein für allemal: es gab keine Dauer des Gefühles, keine Verankerung, die nicht mit der Zeit gelockert wurde. Das Leben stand nicht still. So wie unser Herz klopft, schafft es in uns. Alles wird stündlich, täglich verändert, auch unsere Gedanken, unsere Wünsche. So würde es in alle Ewigkeit bleiben.

Sie erinnerte sich an ein Buch, das sie kürzlich gelesen. Da hatte ein Mann ein junges Weib geliebt. Es war eine jener Leidenschaften gewesen, im Sturm geboren, eine wahnsinnige Verkettung des Gefühles, ein Übersehen alles Bestehenden, ein grandioses Geschehen. Die Frau aber war verheiratet, sie hatte Kinder, sie lebte in einem Kreis, dem sie ebenfalls gehörte. Aber bei einer Frau ist so vieles möglich. Vielleicht braucht sie mehr als eine Liebe, um ihr ganzes Leben und Sein durchstrahlen zu lassen. Sie war hier und war dort und wahrhaftig da und dort.

Der Mann sagte: „Du musst mir allein gehören, ich halte es so nicht aus." Sie sah ihn an, löste sich aus seiner Umarmung, hob ihre schimmernden Augen lächelnd zu ihm auf: „Gehöre ich dir nicht?"

Und sie küsste ihn mit einer Inbrunst, so dass er nichts mehr forderte. Aber am andern Tag kam er wieder: „Du musst mir allein gehören, ich halte es so nicht aus." Sie lächelte diesmal nicht, sie schien erschrocken, und da sie eben Klavier spielte, drehte sie sich wieder zu den Tasten, und sie begann zu musizieren von einer wunderbaren Süße, als wollte sie den Geliebten beschwören, alle Fragen zu vergessen. Aber als sie den Deckel des Klaviers schloss, wurde sie sehr traurig, und sie wusste, dass er morgen wieder fragen würde und übermorgen ebenso. Da trat sie zu ihm, hinter seinen Stuhl. Sie legte beide Hände über seine Augen, damit er sie nicht sehen sollte und damit sie an seinen Augen nicht hilflos würde.

„Geliebter", sagte sie, „wir müssen uns trennen. Du verlangst, was ich nicht tun kann und doch liegt es nicht in deiner Macht, dein Verlangen umzuändern. Unsere Notwendigkeiten haben zwei verschiedene Gesichter bekommen."

„Trennung", stammelte er, und er zog sie zu sich nieder mit eiserner Umspannung, als wollte er sie nie mehr lassen. Er gebärdete sich wie ein Verzweifelter, kniete vor ihr nieder und barg seinen Kopf in ihrem Schoß. An der zuckenden Bewegung seiner Schulter sah sie, dass er weinte. Da war es ihr, als risse man ihr das Herz aus dem Leibe, so furchtbar schmerzte es sie. Auch ihr strömten die Tränen über das Gesicht.

Und sie dachte: „wie grauenhaft bezahlen wir Menschen für das beste, was wir zu verschenken haben. Damit die Wagschale so hoch steigen kann, muss sie zur untersten Tiefe geschleudert werden." Und sie liebten sich aufs neue mit einer schmerzlichen, beinahe kranken Liebe. Eines fürchtete für das andere, sie schonten sich und dachten: nur keine Trennung. Aber sie kam dennoch. Denn kein Geschehen lässt sich in seinem Gang aufhalten.

Marianne war es, als verstehe sie erst heute all das, was sich nun im Herzen dieser Frau abspielte.

Anna, so hieß das junge Weib, war allein. Gestern hatten sie sich zum letztenmal gesehen.

Zum letztenmal, dachte sie, welch ein unfassliches Wort. Noch war seine Stimme in ihrem Ohr, sie war nicht erloschen, keineswegs, seine Worte standen in der Luft, ihr Leib trug noch seine Umarmung. Sie hatten gestern auf einer Wiese geruht, Blütenbäume hatten darauf gestanden und ein kleiner Bach hatte sich zu ihren Füßen geschlängelt. Er hatte gesagt:

„Ich werde nicht aufhören, dich zu lieben; wie ein Siegel ist dein Wesen in mir auf ewig abgedrückt."

Und sie: „Was du tun wirst fürderhin, wird mich nicht beirren, so sehr bist du mit mir verwachsen. Ich kann nicht mehr unterscheiden, was zu dir und was zu mir gehört. Vielleicht wirst du eine andere Frau lieben...." sie lächelte fern und ungläubig. „Du wirst auf der Straße an ihrer Seite an mir vorübergehen. Es wird mich nicht schmerzen, du mein Geliebter, das Glück auf deinem Gesicht wird mir vorkommen wie eine Liebkosung von dir."

„Ich eine andere lieben?" rief er mit ungläubigem Ton und er hob die Hand, um einige verwehte Blüten aufzufangen. „Nimmermehr". Sie sprachen nicht viel, es begann zu dämmern. In der Ferne pfiff eine Lokomotive. „Morgen", sagte der Mann, „werde ich an einem fremden Ort aufwachen." Seine Worte umstand grenzenlose Einsamkeit. Sie schwieg. „Das ist wie ein Tod", durchfuhr es sie. Sie gingen Seite an Seite zur Station. Der Zug stand bereit. Die Bahnschienen glänzten wie silberne Bänder. Er sagte: „Lebe wohl". Er küsste sie zum letztenmal. Der Zug setzte sich in Bewegung. Sie lief einige Schritte mit. Er riss das Fenster herunter. „Anna", rief er. Es klang wie ein Schrei. Der Zug fuhr immer rascher und rascher. Die Dunkelheit sog ihn auf.

Nach einigen Wochen las sie in der Zeitung, dass er sich verheiratet habe. Das ist ja nicht möglich, dachte sie. Aber da stand es, schwarz auf weiß,

sein voller Name. Eine Täuschung war ausgeschlossen. Ein wahnwitziger Schmerz durchzuckte sie. Sie zog die Schublade des Schreibtisches heraus. Briefe quollen ihr entgegen. Sie griff wahllos darnach, begann zu lesen. Eine Verkettung ohnegleichen sprach aus jedem Wort. In einem Seidenpapier lagen dürre Blumen. Alles war bedeutungsvoll, wie für die Ewigkeit gedacht.

Ihr Gedächtnis wurde auf einmal von grausamer Schärfe. Das Liebesglück mit ihm erschien ihr im hellsten Lichte. Jetzt erst gehörte er nicht mehr ihr. Bis heute waren sie durch die Erinnerung verbunden gewesen, niemand war dazwischen gestanden. Das war nun vorbei. Ihre Fraulichkeit, ungeheuer dehnbar, ja von waghalsiger Behendigkeit, wo es sich um ein Leben des Gefühls und der Erahnung handelte, zerbrach an der Konsequenz dieser Männlichkeit. Alles was ihr Leben ausmachte, erschien ihr wie ein Gefäss, dessen Inhalt nach und nach ausrann. Und sie erwartete mit Entsetzen den Tag, wo der Boden des Gefässes durchschimmerte. Denn das bedeutete ihren Tod.

Marianne erwachte aus schwerem, traumlosen Schlaf. Lange begriff sie nicht, wo sie war. Dann stand sie auf und ging zum Fenster, um die Läden zu öffnen. Sie erschrak. Es war dunkel, die Straßen still und fast leer. Wieviel Uhr mochte es denn sein? In der ganzen Wohnung war nur eine Uhr, sie hing im Korridor. Marianne machte Licht. Die Uhr stand still. Ihre eigene Armbanduhr lag in ihrem Zimmer bei Sabine. Ein unbehagliches Gefühl beschlich sie. Diese stille, lautlose Wohnung bedrückte sie; wo blieb nur Thomas? Wenn sie nur wüsste, nur entfernt ahnte, welche Zeit es war. Es war doch bereits Sommer und die Tage lang. Und jetzt war es dunkel und der Lärm auf den Straßen verstummt. Es konnte demnach schon neun Uhr sein. Gott mochte wissen, ob es nicht schon später war. Und wieder dachte sie an Thomas. Wo mochte er sein? Er hatte keine Ahnung, dass sie in der Stadt war; er saß vielleicht mit Freunden zusammen, das leere Heim mochte ihn nicht locken. Oder wenn er zu Sabine gefahren wäre, um sie, Marianne zu überraschen? Und sie wäre nicht dort! Wie musste er sich ängstigen. Auch Sabine konnte sich ihr Wegbleiben kaum erklären. Vielleicht fuhr noch ein Zug oder ein Schiff. Das beste war, sie kleidete sich schnell an und begab sich zur Station.

Sie begann den Rock zuzuknöpfen, schlüpfte in die Bluse... wie ungeschickt sie war, ganz zittrig die Hände. Nun noch die Jacke. Es fiel etwas zu Boden, es tönte weich. Sie bückte sich. Es war das Veilchensträußchen, das sie sich am Nachmittag gekauft. Es war welk. Wie sie den Hut aufsetzte, hörte sie eine Uhr schlagen. Sie eilte zum Fenster. Es war still, und man hörte so gut, als schlüge die Glocke in nächster Nähe. Sie beugte sich dennoch hinaus, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn, Großer Gott, noch immer nicht zu Ende, es kamen noch mehr Schläge. Elf, zwölf. Hatte sie sich vielleicht verzählt? Aber nun begann eine andere Glocke zu schlagen, und Marianne zählte aufs neue. Es blieb dabei. Sie konnte den Hut gleich wieder weglegen. Denn um diese Zeit fuhr weder Zug noch Schiff. Sie wandte sich ins Zimmer zurück. Ratlos, hilflos. Wenn nur das eine nicht wäre, diese Angst um Thomas. Und sie suchte wie verzweifelt nach einem Ausweg, einem kleinen, rettenden Gedanken. Ach ja, das wollte sie tun, vielleicht war irgendwo die Möglichkeit vorhanden

zu telegraphieren, an Sabine natürlich, denn immer mehr wuchs in ihr die Überzeugung, dass Thomas nur dort sein konnte. Und nochmals setzte sie den Hut auf und nun ging sie in den Korridor. Wie eigentümlich war ein Haus in der Nacht. Fremd und unheimlich. Und wie mochte die Straße erst sein! Im Grunde hatte sie Angst, sie war nicht mutig von Natur, beileibe nicht, aber sie würde sich zusammennehmen.

Marianne ging die Treppe herunter, ihre Schritte tönten laut in der Stille. Das Haus war ja auch beinahe leer. Die Leute im untern Stock waren verreist. Die alte Dame über ihr riegelte sich schon um neun Uhr ein, und ihre Hausdame folgte dem Beispiel der Herrin.

Sie kam zur Haustüre. Da erschrak sie. Diese war geschlossen. Sie aber besaß keinen Schlüssel. Sie stand da, vor der geschlossenen Türe, eine Laterne brannte vor dem Hause. Sie kam sich vor wie eine Gefangene. Und als sie die Treppe wieder aufwärts stieg, langsam und zögernd, war ihr das Weinen nahe. Was sollte sie nun tun? Es dauerte eine Ewigkeit bis zum Morgen. Wieviel Zeit für Thomas, um sich beinahe krank zu ängstigen. Denn nun wusste sie ganz bestimmt, dass er im Hause von Sabine auf sie wartete. Niemand konnte annehmen, dass sie am hellen Tag eingeschlafen war, beinahe begriff sie es selbst nicht. Sie war so müde gewesen, sie hatte etwas gesehen, das sie plötzlich ungeheuer matt machte. Eine Silhouette auf braunrotem Tuch. ach ja... sie hatte es nicht vergessen, auch über diesem tiefen Schlaf nicht.

Aber schon wieder übersprangen sich ihre Gedanken. „Thomas, Thomas", fuhr es ihr durch den Kopf, er hatte schon so viel um sie gelitten. Einmal hatte sie krank gelegen, viele Wochen lang. Es war eine langweilige Krankheit gewesen, die sehr viel Geduld erforderte. In dieser ganzen Zeit war er kaum von ihrem Bett gewichen. Er hatte alles für sie getan, alles ertragen, Ungeduld, Mutlosigkeit, Gereiztheit. Immer hatte er sie getröstet und aufgerichtet. Und nachher, als sie ihn nicht mehr bedurfte, musste all die liegengebliebene Arbeit nachgeholt werden. Er arbeitete bis spät in die Nacht hinein, Sonntags, auch während der Ferien. Er lachte bloß, wenn sie ihn bedauerte. Jedes Zeichen besserer Gesundheit beglückte ihn. Ja, so war er, so war es.... hatte sie es später vielleicht einmal vergessen? Die Tage waren so laut, sie übertönten viel Feines. Man musste sehr gute Ohren haben, um der zartesten Klänge nicht verlustig zu gehen. Der Alltag war im Grunde ein schlechter Bewahrer. Der feilte am liebsten alles ab zur banalsten Gleichmäßigkeit. Auszeichnungen schätzte er nicht.

Sie saß wieder auf dem Ruhebett. Sie legte den Hut nicht ab, auch die Jacke nicht. Sie saß da wie eine Fremde im eigenen Zimmer, so, als würde sie im nächsten Augenblick aufstehen und weggehen. Damals, als der Arzt ihr einen Aufenthalt in einem Höhenkurort verordnet, eines langwierigen Bronchialkatarrhs wegen, hatte sie sehr unter Heimweh gelitten. Lange hatte sie nichts davon verlauten lassen, sie gab sich wirklich alle Mühe, damit fertig zu werden. Als Thomas sie aber nach einigen Wochen zum erstenmal besuchte, gefiel ihm ihr Aussehen keineswegs. Er drang mit Fragen in sie. Da hatte Marianne ihm unter Tränen gesagt, wie es um sie stand. Er sprach ihr zu, lange und gütig,

am Bahnhof hatten sie die Rollen getauscht. Sie zeigte sich mutig und zuversichtlich. Noch sah sie ihn am Fenster des Wagens stehen, ein bisschen vornübergebeugt, nach der Art sehr großer, schlanker Menschen. Seine Hand lag auf dem Fensterrahmen, sie war schmal und von blauen Adern durchzogen. Er war sehr ernst, schien zu leiden, und sie, innerlich über das Verrinnen der Minuten verzweifelt, trug eine Lustigkeit zur Schau, die zu betont war, um ganz glaubhaft zu sein. Der Zug setzte sich in Bewegung, sie winkten sich mit den Taschentüchern. Erst als er nicht mehr sichtbar war, verschwand von ihrem Gesicht das zur Maske erstarrte Lächeln. Sie ging zurück zur Pension, alles ekelte sie an, die Sanatorien, die aufgeputzten Leute, die selbst angesichts des Todes nicht lassen konnten von Tand und Schminke. Und da musste sie leben, noch viele Wochen lang, der Arzt hatte es gestern gesagt. Aber acht Tage später — sie lag auf dem Balkon und dachte eben an den verflossenen Sonntag, als Thomas bei ihr war und den sie nun lange nicht mehr sehen würde — klopfte es an ihre Türe. Sie schaute nicht einmal auf, vermutete das Zimmermädchen, und erst als ein Schatten über ihr Buch fiel, hob sie die Augen. Es war Thomas, es war Morgen früh, und er stand vor ihr und sagte ihr guten Tag, als wenn sie zu Hause wären. Das wäre nun jeden Sonntag so, sagte er, und er lachte dabei, es sei unbegreiflich, dass er nicht schon eher daran gedacht. Wozu gäbe es denn Nachtzüge?

Diese Tage des Beisammenseins waren ja wunderschön, da ließ sich nichts dagegen sagen, aber ging es nicht über seine Kräfte? Montag früh war er wieder bei der Arbeit, gleich vom Bahnhof weg machte er sich hinter seine Aktenstöße, fielen ihm da nicht die Augen zu vor Müdigkeit? Und dann war noch etwas. Diese Reisen kosteten viel Geld. Sie waren nicht reich, beileibe nicht; ihren Einwendungen wich er verschmitzt lächelnd aus. Später hatte sie zufällig erfahren, dass er seine Münzensammlung verkauft hatte. Und wie hatte er an seinen Münzen gehangen! Sie wusste es genau. Aber so war Thomas, er machte kein Aufhebens aus sich. Stand sie einmal im Schatten und die Sonne beschien ihn wohlig, so richtete er es unmerklich ein, dass die Plätze gewechselt wurden, er war in Kleinigkeiten wachsam, in kleinen Nebensächlichkeiten — — bestimmt war es so.

Marianne fröstelte. Da sah sie, dass das Fenster offen stand. Es war die Nachtkühle nach Mitternacht. Sie beugte sich über das Gesimse. Nun war alles verstummt, selbst die Laterne vor ihrem Hause brannte nicht mehr. Wieviel Zeit mochte nun vergangen sein? Welch seltsame Nacht, fuhr es ihr durch den Kopf. Sie schloss das Fenster. Da spürte sie ein Hungergefühl. Sie hatte seit Mittag nichts mehr gegessen. Tee musste da sein, sicher auch Brot und Butter. Und sie ging in die Küche, setzte Wasser über das Feuer, stand dabei bis die Blasen aufstiegen, dann stellte sie alles auf das Servierbrett und ging damit in ihr Zimmer. Sie legte nun auch Hut und Jacke weg, sie wurde sich plötzlich selbst unheimlich in diesem Anzug. Schien es nicht, als wäre ihre Doppelgängerin bei ihr zu Gast? Als sie sich den Tee einschenkte — diese einsame, nächtliche Mahlzeit erinnerte sie von neuem an das Eigentümliche ihrer Lage — wünschte sie sich brennend, Thomas ein Zeichen geben

zu können, damit er sich nicht weiter um sie sorge. Vielleicht ging er nun auf der nächtlichen Landstraße. Sicher konnte er den Morgen nicht schlafend abwarten, jeder Schritt brachte ihn ihr näher. Aber es war weit. Vier Stunden waren nicht zu viel gerechnet. Sie glaubte den Schall der Schritte zu hören, der Weg führte immer am See entlang. Es war zum Glück eine helle, schöne Nacht. Sterne standen am Himmel. — Aber wenn sie sich das alles nur einbildete? Wenn er nicht bei Sabine war? Konnte ihm nicht etwas zugestoßen sein: eine Schwäche, eine Ohnmacht vielleicht, und niemand wusste davon. Er war in seinem Bureau, ganz allein, er litt und konnte von niemand gehört werden. So etwas kam vor, Thomas war kein Riese. Er arbeitete über seine Kräfte. — —

Marianne schauderte. Die Phantasie wurde wach. Sie war am Werk, sie sprang herum wie eine eingesperrte Katze, war unübertrefflich in den gewagtesten Schlüssen, kletterte und krallte sich ein und verbiss sich. Es war zum Tollwerden. Gleich würde es läuten. Ihre Beine zitterten, kaum wäre es ihr möglich, die Treppen niederzusteigen. Sie vermochte nicht einmal zu öffnen, hatte ja keinen Schlüssel. Aber sie sah draußen die Sanität, den Krankenwagen, man trug jemand herein — o Gott, stöhnte Marianne, weg mit diesen grässlichen Vorstellungen, das ist ja alles nicht wahr. Der Tee war an allem schuld, er war zu stark, sie würde ihn nicht mehr anrühren.

Aber schon wieder schlich auf Katzenpfoten eine düstere Phantasie an sie heran. Angenommen, Thomas wäre wirklich tot. Gleichviel auf welche Art, was dann? Darüber hatte sie noch nie nachgedacht, es kam ihr unausdenkbar vor. Ein Leben ohne Thomas.....

Marianne zog beide Knie herauf. Sie machte sich ganz klein, kauerte sich zusammen wie ein Tier, das sich bedroht sieht. Nein, nein, man trennte sich erst, wenn es an der Zeit war. Sie war nicht bereit, bestimmt nicht, sie, Marianne, musste noch vieles tun. Hatte sie das Leben denn bis jetzt gemeistert? Erschien es ihr nicht allzu feindlich und unvollkommen? Hatte sie nicht seit Monaten an einer Erfahrung gekränkelt, gegen die sie immer wieder aufsprang in einem törichten Trotz? Ja, so war es, das Wandelbare erschien ihr als ein unerhörter Verrat am wahrsten Empfinden. Sie wollte durchaus festhalten, was sie als ihr Eigentum erkannt. Sie hatte sich von Thomas innerlich entfernt, als er damals auf dem Berge von der Gnade der Einsamkeit sprach. Sie sah hinter seiner schönen Erklärung eine bloße Ermüdung der Liebe. In ihrer Bedrängnis erschien ihr die Welt gesättigte Gleichgültigkeit. Johannes war der Stein, der die erstarrende Fläche ihres Lebens durchbrach. Auch ihm schien Verwurzelung höchstes Ziel, Losreißen Absterbung.

Aber... ging sie nicht vor vielen, vielen Stunden an einem Hause vorüber? War da nicht ein Vorhang vor ein Fenster gespannt? Und sah sie nicht darauf die Umrisse von einem jungen, weiblichen Kopf?

Ja, das Leben schenkte nicht nur Ausdehnung, es drückte seinen Bebauern den Spaten in die Hand, es wollte, dass man graben lernte, in die tiefste Tiefe stach.

Es war etwas, das man Hingabe nannte.

„Hingabe", sagte sie laut und sie erschrak ob ihrer eigenen Stimme. Es war Nacht, ein kleines Licht brannte — eine junge Frau saß davor und wartete auf den Tag. Ihre Lippen bewegten sich, sie war ganz allein im Zimmer, aber das hinderte sie nicht, ein Wort zu sagen, laut, einmal, zweimal, als müsse sie den Sinn davon trinken. „Hin-Gabe". Aber auf einmal schlug sie die Hände vor das Gesicht. Und obschon niemand da war, vor dem sie sich hätte verbergen müssen, weinte sie lautlos. Die Hände wurden inwendig ganz nass von ihren Tränen, ihre zarten Schultern zuckten. Was mochte sie auf diese Weise bewegen?

Es war ungefähr die dritte Morgenstunde, als ein Mann mit eiligen Schritten auf das Haus zukam. Er zog einen Schlüssel aus der Tasche, öffnete geräuschlos und erstieg dann mit ermüdeten und doch hastigen Schritten die Treppe. Vor der Flurtüre blieb er einen Augenblick stehen, um Atem zu schöpfen. Sonderbar, er hatte Herzklopfen, vielleicht war er allzu rasch gegangen. Nein, der Grund davon lag anderswo, er hatte Angst, fürchterliche Angst, und nun würde sich alles entscheiden. Er drückte die Klinke nieder. Sie gab unter seinem Drucke nach. Er atmete tief auf. Gott sei Dank — Marianne war also da. Und nun öffnete sich die Türe von ihrem Zimmer, sie stand auf der Schwelle, blass, schmal, mit verängstigtem Gesicht und verweinten Augen. Ein Glück, herrlicher, weil es aus Trauer und Bangigkeit herausgeboren, durchströmte beide. So begannen im Frühling die gelösten Quellen zu rauschen. Er nahm sie bei der Hand, er führte sie hinein in den Lichtkreis der Lampe. Sie schauten sich beide an. Gott hatte sie aufs Herrlichste beschenkt.

DORA HANHART

# DAS BÜRGERHAUS IN DER SCHWEIZ

In den Jahren 1922—1924 sind bei Orell Füßli, Art. Institut in Zürich, vier Bände des *Bürgerhauses der Schweiz* erschienen, wovon allerdings nur drei als neue Bände, der vierte dagegen als zweite Auflage des vor Jahren bei Wasmuth in Berlin erschienenen dritten Bandes, die Kantone St. Gallen und Appenzell betreffend. Die Einzelpreise der genannten Bände betragen Fr. 30.— für St. Gallen-Appenzell und je Fr. 36.— für die Bände Bern II, Graubünden I und Aargau. Die Ausführung der zweiten Auflage des Bandes St. Gallen-Appenzell ist natürlich die nämliche wie die der ersten, die Klischierung dagegen gegenüber der ersten bedeutend besser.

Die drei Bände erster Auflage enthalten neben ausführlichen Texten und Baugeschichten reiches, fast allzureiches Bildmaterial, sowie Aufnahmen von Gebäuden in Grundrissen, Aufrissen und einzelnen Details. Eine Vergleichung der Texte ergibt eine große Überlegenheit desjenigen im *Bürgerhaus im Kanton Bern* II. Teil. Dieser Text ist ein so einheitliches Ganzes, so abgerundet und förmlich räumlich empfunden, so lebendig, dass er allein schon als Bilderbuch im besten Sinne des Wortes zu einem spricht, dass die nachfolgenden Abbildungen wie Beigaben wirken. Man hat das Gefühl, dass die Textbear-